

Nr. 280. Bromberg, den 2. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(14. Fortsetzung.)

Hans Römer steht vor Gerda. Er herrscht sie an: „Wie können Sie denn in dem Aufzug ins Bureau kommen? Sind Sie verrückt?"

Aus großen Augen sieht ihn Gerda an. Begreift den Zusammenhang nicht. Ist noch zu tief im Schlaf verwurzelt.

„Wollen Sie, daß sich die ganze Fabrik über Sie den Mund zerreißt? Glauben Sie, Sie können mir von irgend welchem Nutzen sein, wenn der kleinste Laufjunge merkt, daß Sie privat für mich tätig sind? ... Nehmen Sie mal zunächst Ihre Federbommelage da vom Kopf!"

Während Gerda nach dem Hut greift und sich das, was in der Nacht geschehen, langsam, mosaikartig in ihrem Erinnern zusammensetzt, sagt Hans Römer ungeduldig:

„Ich hab vergessen, mir Geld einzustecken. Ich bin eilig. Geben Sie mir mal ... dreihundert hatte ich Ihnen gegeben ... Abendbrot wird wohl abgehen, Kaffee und Fahrgeld ... na egal! ... geben Sie mir zweihundert! Das genügt. Ich muß zur Bahn. Also schnell, bitte."

„Ja", sagt Gerda und greift zur Juchtentasche.

Dann starrt sie mit Augen, in denen grenzenloses Entsetzen liegt, zu Hans Römer auf: „Ich kann doch nicht ..."

„Los, los!"

Gerda reißt das rote Täschchen auf:

„Ich habe keinen Pfennig mehr."

Wenn Hans Römer jetzt Humor gehabt hätte — er hätte lachen müssen. So sagt er hart:

„Wir reden später darüber." Wirft einen Blick auf die Armbanduhr: „Was haben Sie beim Graphologen erreicht?"

Gerda kramt den Zettel aus der Tasche, reicht ihn Hans Römer, der ihn ihr beinahe aus der Hand reißt. Er überfliegt ihn mit einem Blick, dann knüllt er ihn in der Hand zusammen, wirft ihn in den Papierkorb.

„Ein Scharlatan, der den Leuten nach dem Munde redet! ... Große Töne, die Halbgebildeten imponieren können und die er auch anwendet, wenn ein „Studierter" um Deutung bittet! ... „Ambivalenz der Gefühle ..." „Zwiegespaltenheit ..." „Doppelnatur ..." Blödsinn! Und süßer Honig, wenn ein junges Mädel um die Deutung der gleichen Schrift bittet! ... Feuerfresser, Fröscheschlucker, Graphologen — alles eine Sorte!"

Nein, denkt Gerda und fühlt plötzlich auf ihrem Arm die Last des kleinen Alten, als er beim Öffnen der Tür vor Schwäche auf sie fiel.

Gerda Manz möchte ihre Erlebnisse erzählen, aber sie spürt vor sich Fremdheit und Eile. So sagt sie schnell:

„Ich bringe Ihnen heute nachmittag Kleid und Hut und alles."

Hans Römer, von der Tür her:

„Glauben Sie, meine Schwester wird von anderen Leuten getragene Sachen anziehen? Können Sie alles behalten."

So darf er doch nicht gehen — so doch nicht ...! Was war denn inzwischen geschehen, daß er nichts mehr aufbrachte für sie, kein Lächeln und keinen Dank? ...

Sie stottert:

„Ich ... ich melde mich nachher bei Ihnen im Bureau."

Hans Römer winkt ungeduldig ab:

„Kommt nicht in Frage. Ich geh jetzt fort und komm heut nicht mehr in die Fabrik. Ich habe ein Telegramm bekommen. Meine Mutter ist erkrankt."

Dann geht er hinaus, mit einem Gesicht, das so ernst ist, so finster beinahe wie das des Vaters. So daß Fehling, der ihn im Gang kreuzt, es nicht wagt, ihm mit einer Beschwerde über Fräulein Manz' Benehmen entgegenzutreten.

In der Zentrale aber hat Gerda Manz die Hände verschlungen.

„Lieber Gott ... ich danke dir, daß seine Mutter krank ist und daß er darum so gereizt ist ... nicht meinetwegen." Eine Lampe glüht auf, sie stöpselt und fügt hinzu: „... aber jetzt mach sie wieder gesund!"

*

Wanda Römer wird in die Klinik geschafft. Gleich von der Bahn, im Krankenwagen. Else sitzt neben ihrer Bahre auf der Bank und hält während der Fahrt ihre Hand.

„Siehst du, Mama ... jetzt ist's endlich so weit, und dann wirst du auch wieder richtig gesund. Ist doch besser als die Quälerei, all die letzte Zeit!"

Wanda starrt auf die milchig dichten Scheiben, durch die sie die beiden Männer auf dem Führersitz wie Schatten sieht.

Sie murmelt:

„Quälerei. Ja." Und denkt:

... nicht die Schmerzen sind die Quälerei, das haben Tausende von Frauen, wenn sie in die Jahre kommen ... aber die Qual in der Seele, dieses ewige Nagen da, wo das Herz sitzt! ... Dieses ewige Starren auf einen Punkt ... auf einen Punkt, den es nicht gibt für sie, weil sie nicht weiß, auf welchem Punkt der Erde er ist, ihr Mann! ...

Sie mußte immer einen festen Punkt haben zum Draufhindenken im Leben. Immer. Schon als Kind. Gab man ihr den, dann gab auch sie Ruhe. Dann fand sie Ruhe.

Sie weiß es noch aus ihren Kindertagen: man hatte sie gelehrt, die Händchen zu falten zum Gebet und hatte ihr erklärt: du mußt glauben an den lieben Gott, auch wenn du ihn nicht siehst! Gott ist unsichtbar. „Gut", hatte sie gesagt. „Er ist nicht zu besehen, der liebe Gott. Aber wenn

er zu besehen wäre, Mutter, wenn das erlaubt wäre, ihn zu besehen, wo müßte man dazu hingehn? Wo wohnt er denn? Wo?" Da hatte die Mutter zur Decke gezeigt und gesagt: „Da oben! . . ." „Ach", hatte die Kleine gemeint, „. . . bei Dr. Lehmanns! Die haben's gut!" Da hatte die Mutter gelacht, aber so gelacht — die dicken Tränen waren ihr nur so über die Wangen gekullert. Sie hatte Wanda auf den Arm genommen und hatte entgegnet: „Schäfchen, kleines ... nicht bei Lehmanns ... und auch nicht bei Schmidts oben drüber ... nein, noch viel, viel höher!" Und war mit ihr ans Fenster getreten: „Siehst du, da oben . . . ganz hoch, hoch oben, den Himmel . . . siehst du, da oben wohnt der liebe Gott!" Da hatte Wanda voll Bewunderung zum Himmel aufgeblickt, über den gerade eine schwere weiße Wolke zog, die im Morgenwind zu Fasern zerflatterte, und hatte gesagt: „Ja, . . . ich sehe. Und das da oben, das Weiße . . . das ist der Bart vom lieben Gott!"

Jedesmal, wenn sie als Kind Angst gehabt hatte vor irgend etwas, hatte sie an den großen weißen Bart gedacht, der — sie wußte genau, an welcher Stelle — aus dem Himmel herauswehte. Das hatte ihr Beruhigung gegeben.

Woran soll sie jetzt denken, wenn ihr bange ist? . . . Und wohin? . . . über den langen weißen Bart war sie längst hinaus. Wo weilte ihr Mann? Daß sie an ihn denken konnte in der Stunde der Gefahr! Da sie Ruhe brauchte, um tapfer sein zu können auch der Kinder wegen . . .

Ein großes finsteres Loch ist ihr die Welt, das ihren Mann aufgesogen hat.

Tränen laufen aus Wanda Römers Augen, tropfen seitlich auf das Kissen.

„So weh tut's, Mama . . . so weh?"

Else trocknet die Tränen der Mutter mit ihrem Tuch: „Du bekommst sicher gleich eine Spritze. Morphium. Oder irgend so was . . . dann tut's nicht mehr weh."

Und Wanda denkt:

— ja, eine Spritze, die das innere Weh betäubt . . . die stumpf macht und gleichgültig . . . daß man abstirbt . . . langsam abstirbt innen . . . bis man nichts mehr fühlt, bis man nichts mehr weiß . . . nicht, daß man einen Mann hat, den man über alles liebt . . . nicht, daß dieser Mann ein Geheimnis trägt in seiner Seele . . . ein Geheimnis vor der eigenen Frau — obwohl sie nie aufgehört hatte, die innige Gemeinschaft zwischen ihnen, obwohl seine Güte um sie nur zugenommen hatte von Jahr zu Jahr! . . .

Und sie? . . . Es ist mehr als Liebe, was sie für ihn empfindet — es ist noch immer die gleiche Leidenschaft wie damals, als sie ihn zu sich herangezogen. Er hatte es nicht gemerkt in all den Jahren, wieviel er ihr bedeutete. Sie hatte es verstanden, ihr heißes Fühlen für ihn mit freundlicher Fürsorge zu umkleiden. Hatte mit der Scheu der um sechs Jahre Älteren gefürchtet, ihm zur Last zu fallen durch die Stärke ihres Empfindens. Ob er es trotzdem gefühlt hatte? . . . Manchmal, auf Augenblicke, schien es ihr wohl so. Aber wußte sie es? . . . Was wußte sie denn überhaupt von ihres Mannes Innenleben? . . . Das, was kennbar war für sie und andere, war Klugheit, Gradheit, strenger Ernst, ja sogar Härte, unter der sie viel gelitten hatte in den ersten Jahren.

„Sag, kannst du denn nie lachen?" hatte sie ihn einmal, in den ersten Ehewochen, gefragt und hatte damals selbst nicht gewußt, warum sich die Frage so schwer und ungefüge von ihren Lippen rang.

Das Blut war ihm ins Gesicht gestiegen. Er war ihr mit der Hand über das Haar gefahren und hatte ihr in die Augen hinein gesagt:

„Lach doch du, wenn du es kannst. Ich freu' mich ja so darüber!"

*

Und dann die ersten Sommerreisen ihrer jungen Ehe. Nicht lange waren sie allein geblieben.

Sie waren wohl das Schönste ihres Lebens, diese Reisen an die See, mit ihrem Mann und Hans und Else.

Wie hatte sogar er sich damals mit den Kindern abgegeben! . . . War morgens mit ihnen an den Strand gegangen in aller Herrgottsfrühe, wenn noch alle andern schliefen.

Einmal war sie ihm nachgegangen. Es war so gegen fünf, halb sechs. Ein strahlend heller Morgen. Der Strand lag leuchtend wie ein goldenes Band, an dem sich die kleinen blauen Wellen schäumend brachen.

Da sah sie — noch von ganz weit her — wie ihr Mann, ihr sonst so stiller, ernster Mann, mit den zwei Kindern spielte. Wie er sich balgte mit ihnen. Wie er sprang und lief! Purzelbäume schlug! Und auf den Händen herumlief im Dünensand! Hörte ihn mit den Kindern um die Wette jauchzen, jauchzen und schreien, mit vor Spiellust, Übermut und Lachen heißgeröteten Wangen!

Sie war so sehr erschrocken über ihren Mann, den sie so nicht kannte, daß sie ganz entsetzt gerufen hatte: „Heinrich! . . . Aber Heinrich!"

Da war's gewesen, als senke sich eine Wand über sein Gesicht — und auch über seine Seele. Feindselig starrte er sie an, ungut in jedem Zug seines Gesichts, und so, als habe sie ihm etwas zugefügt, was sie nie mehr, in ihrem ganzen Leben nie mehr würde gutmachen können.

Schweigend und wie zwei Feinde waren sie ins Haus zurückgekehrt.

Am nächsten Morgen ging er nicht an den Strand. Vergeblich bettelten die beiden Kinder. Sie küßten den Vater, sie rissen an ihm herum. Sie weinten. Sie quälten Stunden um Stunden an ihm herum. Sie lagen nachts mit großen Augen im Bett: „Aber morgen . . . nicht wahr, Papa, morgen wieder? . . ."

Es war vergeblich.

Wanda fühlte, daß jede ihrer Fragen die Kluft nur noch mehr vertiefen würde zwischen ihnen. So blieb sie stumm.

Es währte lange, Monate wohl, bis der Riß verheilte.

Das damals — in jenem Sommer — waren die letzten Ferien gewesen, die er gemeinsam mit Frau und Kindern verlebt hatte.

Von da ab verreiste er jeden Sommer allein. Und sagte nicht, wohin. Es war wie eine Flucht!

So war es nun geblieben all die Jahre. Und war von Mal zu Mal untragbarer für sie geworden.

— wenn sie jetzt starb unter dem Messer . . .? Sie wußte ganz genau, es ging auf Leben und Tod — ihr war es gleich. Sie hatte keine Freude mehr am Leben. Keine an der Zukunft! Sie sah von jedem kommenden Jahr nur die Wochen, die sie getrennt von ihm zu leben hatte, ohne zu wissen, wo ihre Gedanken ihn suchen konnten.

„Hast du geschlafen, Mama? . . . Wir sind gleich da, Muttel. Er fährt schon ganz langsam. Hans steht sicher schon da zum Empfang!"

Die Tür des Krankenwagens wird aufgerissen.

Die beiden Männer vom Führersitz packen die Tragbahre, heben sie heraus.

Wanda Römer sieht über sich das Grün der Bäume, die die Straße säumen, und das Gesicht des Sohnes, der ihr einen Busch gelber Rosen in den Arm legt.

Dann fühlt sie sich die Stufen hinauf- und durch einen kühlen Gang getragen. Es riecht nach Schmierseife und Sauberkeit. Eine weißlackierte Tür geht auf. Eine Schwester mit großer weißer Haube sagt:

„Grüß Gott, gnädige Frau! . . . Es wird Ihnen schon bei uns gefallen."

Die Männer setzen die Bahre auf dem grauen Linoleumboden ab, nehmen Wanda Römer bei den Schultern und Fußgelenken und legen sie behutsam auf das Bett, das, frisch bezogen, aufgeschlagen mitten im hellen Zimmer steht.

„Wünschen gute Gesundheit!"

Sie gehen hinaus.

Die Schwester packt den kleinen Koffer aus, legt die Wäsche in die Lade, das Waschzeug neben die Schüssel.

„Jetzt wollen wir uns hübsch ausziehen . . . bewegen Sie sich nicht, ich streife alles ab."

Hans kommt wieder ins Zimmer.

„Der Krankenwagen ist bezahlt. Die Träger auch. Du brauchst dich um gar nichts mehr zu kümmern, Mutter. Nur um deine Gesundheit!"

Er küßt sie auf die Wange.

Else gibt rasch die Rosen in ein Wasserglas und stellt es auf den Nachttisch.

Dann stehen beide Kinder auf der Schwelle. Halb lachend, halb besorgt und zärtlich.

„Jetzt bist du eine interessante Frau! . . .: „. . . wie geht's Ihrer Frau Mutter? . . . Ach danke, schlecht. Sie wird jetzt operiert! . . . Nein, wie entsetzlich! . . . Aber nein, wieso! Operieren ist jetzt große Mode! . . .“ “

So stehen beide. Können sich nicht trennen von der Mutter. Führen Dialoge auf, um die Mutter aufzuheitern. Die Schwester aber zieht den weißen Vorhang vor, damit die Sonne die Kranke nicht blendet.

Wanda Römer fühlt all die Liebe, all die Sorgfalt um sich herum, fühlt sie schmerzhaft — und spürt nur um so mehr, daß der Mann, für den sie jetzt, genau wie damals, in den Tod ginge, wenn er es verlangte, nicht bei ihr ist.

Sie schließt die Augen, hört, wie ihre Kinder behutsam und doch lachend die Tür hinter sich zuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Baum.

Skizze von **Herbert Reinhold.**

Siebenhundert kräftige Bäume, fünfzigjähriger Wuchs, hatten nach tagelangem Sägegekreisch und Axtgebrüll fallen müssen, auf daß der vorbestimmte Kahlschlag wurde. Die behauenen und geschälten Stämme, der Kronen beraubt, waren zu Tal geschleppt worden. Nun lag der Hang, der sich schottergefüllt steilab in einen Wiesengrund senkte, leer und kahl. Baumstümpfe, bluthar zig noch, erhoben sich über niedergetretenes Ginstergestrüpp.

Zuoberst dem kahlen Hange verglühte das Feuer, das den Männern, die dem Wald zuleibe gegangen waren, Wärme zur Rastzeit gegeben hatte. Neugierige Hasen tummelten sich unter liegengebliebenem Geäst, und zwei Eichkatzen, aus dem Winterschlaf gejagt, kehrten zurück, fanden aber ihre Horste zerstört und den Wintervorrat in alle Winde verstreut.

Mitten im Hang hatte man eine hohe Fichte stehen lassen. Allein ragte sie aus dem Trümmerfeld, das einst stattlicher Wald war, empor. Die mächtige Krone schwankte im Winde, der sie nun ungehindert zausen konnte, und der rissige Stamm ächzte in einemfort. Braune Zapfen sprangen aus dem Wipfel, als ob es regnete.

Grau war der frühe Tag. Drüben, jenseits des Hanges, silberte der Wald im Rauhfrost, aber hier im Kahlschlag hatte der letzte Baum, lange bevor die Nacht gewichen war, den erstarrten Tau abgeschüttelt.

Zwei Männer, Säge und Axt geschultert, kamen vom fernen Dorfe her über die feldreichen Berge. Voran ging ein Alter, langsam, gebeugt, das rechte Bein nachschleppend, die lange Pfeife im Munde, eine blaue Schürze umgetan. Hinterher stapfte ein Junger, groß und stark und blauäugig, hohe Stiefel an den Beinen und mit einer lodenen Joppe angetan. Sie wanderten, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, dem Hange zu. Sowie sie dem Kahlschlag nahekamen, bückte sich der Alte ein um das andere Mal, trockenes Reisig zusammenzuklauben. Der Jüngere, übelgelaunt, lief zur Feuerstätte, wo er müßig mit den Füßen in der Glut stocherte.

„Leg ab und komm!“ befahl der Alte, nachdem er dem Feuer Nahrung gegeben hatte, daß es lustig prasselte und hell die Funken stieben.

Widerwillig gehorchte der Jüngere, und nur zögernd stieg auch er nach der Fichte ab. „Dummes Zeug, daß wir diese Arbeit tun, als ob wir keine Leute hätten!“ knurrte er finster vor sich hin.

Den Alten kümmerten die Ausfälle des Sohnes nicht. Geschäftig machte er sich daran, die Fallinie des Baumes zu bestimmen, denn sie, Bauer und Waldeigentümer, wollten die letzte Fichte im Schlag eigenhändig umlegen.

„Faß die Säge!“ Der Alte befahl in gemessener Art, und langsam, Zug um Zug, fraß sich das zackige Stahlband in das grüne, saftige Holz. Ruhig ging der Atem der Männer, die gemeinsam schafften, aber mit ihren Gedanken auseinander waren. Der Alte wußte, wie ungern der Sohn, sein Einziger, der Bauer war und nicht war, gerade diese Arbeit tat. Er wußte es, und er billigte zum Teil auch die Gründe des Widerwillens, dennoch wollte er seinen Willen durchsetzen. Gewiß, sie hatten es nicht notwendig, Bäume zu fällen. Sie waren begüterte Leute, viel gutes Land ringsum war ihr Eigen, viele Stücke Vieh standen in den Ställen, die Scheuern lagen bis obenauf voll, und das Anwesen war ohne drückende Lasten. Sie hätten auch diesen letzten Baum fällen lassen können, aber, und das war sein, des Bauern und Hofherrn, Wille gewesen, die letzte und größte Fichte im Schlag sollte durch die Hände der Herren des Schlages fallen.

Ritsch, ratsch! kreischte die Säge. Der Sohn starrte gegen den Stamm. Er konnte dem Vater nicht ins Gesicht schauen. Mechanisch zog und gab er nach. Hin und her. Her und hin. Ja, her und hin!

Hinter der Stirn des Sohnes arbeitete es. Er war schon über die Dreißig und hatte Familie, aber noch immer mußte er gehorchen, obzwar ihm, wie er es glaubte, von rechtswegen längst der ganze Hof übereignet gehörte. Der Vater wich und wankte nicht! Trotz seiner siebzig Jahre führte er das Kommando, und, sei es zugegeben, nicht zum schlechtesten. Für alle Dinge hatte er einen klaren Blick. Warum nicht für die quälenden Kämpfe seines Sohnes, der Herr sein wollte und nicht Herr eines Herrn! Was war das heute morgen gewesen, daß er, der Sohn, wiederum gehorchte, als der Befehl kam, diese tolle und obendrein überflüssige Arbeit des Baumfällens mitzumachen? Warum hatte er sich nicht geweigert? Warum war er nicht aufgesprungen und hatte dem Vater sein Leid ins Gesicht geschrien? Warum hockte er hier mit kalten Knien auf kaltem Boden und zog die Säge nach des anderen Führung? Warum sprang er jetzt nicht auf?

Warum? Ja, warum?

Auch der Alte schaffte bald nur mechanisch noch. Er suchte nach Worten, durch die er das alles dem Sohne sagen konnte, was er auf dem Herzen hatte. Er spürte, wie er allein die Säge führen mußte; er fühlte im Pulsschlag der Arbeit, wie fern sie, Vater und Sohn, waren. Vergebens suchte er des Sohnes Gesicht, vergebens stöhnte und räusperte er sich. Endlich zog er die Säge nicht zurück, daß sie mit einm Schrillklang stecken blieb.

„Die andere Seite, Walter“, sagte er, und seine Worte waren so voller Wärme, daß der Sohn überrascht aufblickte. Er knurrte aber nur und wechselte seinen Platz. Und während der Vater auf der Fallseite einige Axtschläge tat, suchte er nach Worten, denn plötzlich wußte er, daß im nächsten Augenblick Wichtiges gesprochen werden mußte. Auf einige Männer, die eben im Talgrunde erschienen und zu ihnen heraufstarrten, weisend sagte er: „Zum Gespött der Leute werden wir noch!“ Er keuchte und schrie: „Verdammt nochmal, ich mache nicht mehr mit! Ich nicht!“

Langsam, unerschüttert, kam der Alte um den Baum herum. Dann griff er die Säge und setzte sie an. Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, das verhaltene Erregung war; seine Augen blickten ruhig, fast feierlich. „Laß uns das Werk tun!“ sagte er, und nach einigen Sekunden setzte er bedachtsam hinzu: „Laß uns diese letzte gemeinsame Arbeit tun!“

„Die letzte gemeinsame Arbeit?“ flüsterte der Sohn.

Wieder kreischte die Säge. Langsam fraß sie sich ins Holz, und langsam tropften dem Alten die Worte vom Mund. Ritsch, ratsch. „Morgen übergebe ich.“ Ritsch, ratsch. „Morgen bist du allein der Herr!“ Ritsch, ratsch. „Nun kannst du tun, was du für's beste hältst.“ Ritsch, ratsch. „Auf diesem Schlag übergab mir mein Vater das Erbe.“ Ritsch, ratsch. „Und hier übergebe ich dir das Erbe.“ Ritsch, ratsch. „Möge auch dein Schaffen gesegnet sein.“ Ritsch, ratsch. „So wie das meine gesegnet war einen Waldwuchs lang.“ Ritsch, ratsch. „Nun setz den Keil ein!“

Wuchtig schwang der Sohn die Axt. Alle schlechte Laune, alle trüben Gedanken waren hin. Der Keil faßte, und der Baum stöhnte bis in den Wipfel.

Weiter ratzte die Säge und noch immer sprach der Alte. Sprach von seinem gelebten Leben, vom Werden, Blühen, Wachsen, Reifen, sprach auch vom nahen Vergehen. Sprach ernst, überlegt, feierlich. Sprach so, daß der Sohn seinen Vater nicht wiederzuerkennen glaubte. Dankbarkeit überkam ihn, denn seine Augen wurden sehend. Er erkannte die Liebe des Vaters, die Liebe, die über den Sohn hinweg der Arbeit und darum der Erde galt. Jetzt verstand er das Wesen des Vaters, verstand er die Härte der Liebe, die sein Leben vergällt hatte. Worte des Verstehens, nicht der Dankbarkeit. Worte des Sichfügens und Versprechens lagen ihm auf der Zunge.

Plötzlich stockte die Säge. In der Luft erhob sich ein Rauschen. Wind fiel vom Berge her ein, und der Himmel öffnete sich, es regnete. Der Baum ächzte und stöhnte, die Rinde riß, auf, Harz quoll, und die Säge verklemmte sich. Verdächtig knarrte das Holz.

„Der Baum fällt!" schrie der Vater und sprang auf.

Das Leben ist ein Nichts im unerbittlichen Wollen des Schicksals. Noch ehe der Sohn sich ducken konnte, war der Baum gefallen und hatte ihn begraben. Langgestreckt und wiederum gekrümmt lag er unter dem Stamme, seine Augen waren weit offen, als staunten sie. Der Tod hatte ihn an der Pforte zum Leben schlagend eingeholt.

Schwer sank der Alte neben seinem Sohne nieder. Seine Augen waren voll Wasser, aber er weinte nicht. Ein Beben ging durch seinen Körper, er ballte die Hände, und plötzlich öffneten sich seine Lippen. „Zu spät!" röchelte er. „Zu spät!" Er klagte nicht, er haderte nicht. Mühsam erhob er sich nach langer Zeit und ging tief gebeugt wie unter einer großen Last, Schritt für Schritt um den gefallenen Baum herum den Hang hinauf. Ging am verlöschenden Feuer vorüber, längs der Felder unsicher nach seinem Hof. Nicht einmal wendete er sich um. Es war zu spät.

Weihnachtsäpfel uralt!

Reiches Brauchtum aus vergangenen Jahrtausenden.

Von Dr. Hermann Herberge.

Weihnachten ohne Äpfel — das ist für den Deutschen etwas Halbes. Wir wollen Äpfel an den Weihnachtsbaum hängen, und außerdem spielt der Apfel bei der wichtigsten Frage der jungen Mädchen, die sie in den zwölf Nächten an die Zukunft stellen, eine große Rolle. Da es sich dabei oft um sehr alte Bräuche handelt, können wir daraus schließen, daß der Apfel unseren Vorfahren schon lange bekannt und lieb war. Es ist auch tatsächlich erwiesen, daß die Germanen längst Äpfel ernteten, bevor sie die anderen Obstarten durch die Römer kennen lernten. In Nord- und Mitteleuropa läßt sich sogar die Kultur des Apfelbaumes schon für die jüngste Steinzeit nachweisen.

Die Äpfel, die man damals aß, waren kleine, unansehnliche Früchte, den wilden Holzäpfeln ähnlicher als unseren Kultursorten. Sie schmeckten wahrscheinlich auch ziemlich herb, bildeten aber gebraten und gedörrt eine wichtige Speise der alten Bewohner des nördlichen und mittleren Europas. Funde in vielen Pfahlbausiedlungen von Oberitalien bis nach Skandinavien zeigen deutlich, daß diese Früchte in größeren Mengen für den Winter aufbewahrt wurden. Unsere heutigen Äpfel stammen von diesen noch wenig Fruchtfleisch aufweisenden Sorten vermutlich nicht ab, ihre Vorfahren sind wohl erst später von Italien her nach Deutschland eingewandert. Die lange Bekanntschaft mit dem Apfel und das hohe Alter seiner Kultur bestätigt auch die Sprachforschung, denn der Name Apfel ist in verwandten Wurzeln in allen europäischen Sprachen zuhause.

Die Verwendung von Äpfeln war gewiß nicht etwas Zufälliges, wie ja die Menschen in früheren Zeiten bei allem, was sie taten tieferem Wissen folgten, und wahrscheinlich ist sogar der sich erst im 17. Jahrhundert einbürgernde Christbaum als häuslicher Weihnachtsschmuck mit dem Baum des Paradieses in Verbindung zu bringen, der bei den im Mittelalter regelmäßig aufgeführten „Paradiesspielen" den Mittelpunkt bildete. Das war auch ein mit Äpfeln behängter Baum, wenn er auch nicht der heutige Christbaum selbst war.

Um die Volksbräuche mit Äpfeln zu verstehen, müssen wir vor allem zurückgehen in die germanische Mythologie, wo der Apfel als Sinnbild der Fruchtbarkeit galt. Da hören wir die nordische, in der Edda überlieferte Sage von den goldenen Äpfeln der Idun und von den elf Goldäpfeln, mit denen Freyr um Gerd wirbt. Auch in der griechischen Göttersage gehörte der Apfel ebenso wie die Quitte und der Granatapfel zur Demeter und zur Liebesgöttin Aphrodite. Gerade in der Weihnachtszeit, wenn die Sonne am Himmel umkehrt, stellt man gern Fragen an das Schicksal nach den zu erwartenden Liebes- und Eheerlebnissen, und dabei soll der Apfel nun helfen.

Schält sich das Mädchen am Andreasabend, zu Weihnachten oder zu Neujahr einen Apfel, sodaß die Schale nicht abreißt, und wirft sie diese dann über die Schulter, dann soll die Schale am Boden den Anfangsbuchstaben des „Zukünftigen" zeigen. Wer keine Heiratsgedanken hat, kann sich von der Apfelschale auch die Zahl der Jahre sagen lassen, die er noch zu leben hat. Im bayrischen Franken verhilft der Apfel dem Mädchen auch dazu, den Stand des Bewerbers zu erfahren. Zu diesem Zwecke stellt sie sich am ersten Weihnachtsfeiertag oder am Neujahrstag unter die Haustür und verzehrt einen Apfel. Die Frage beantwortet dann der erste Mann, der vorbeigeht, durch seinen Beruf. Viel weniger kann das Mädchen in der Karlsbader Gegend mit der Auskunft anfangen, die es durch das Bellen eines Hundes bekommt, wenn es am Heiligen Abend unter der Haustür einen Apfel verzehrt. Aus dieser Richtung soll nämlich der Freier kommen. Im Badischen dagegen kommt der Zukünftige selber vorbei und fragt, ob der Apfel schmeckt, den das Mädchen in der Stunde vor Mittag verzehrt, nachdem es ihn auf dem Christmarkt gekauft und bis zum Christtag in der Tasche getragen hat.

In der Andreasnacht können Mädchen den Zukünftigen im Traum sehen, wenn sie einen angebissenen Apfel unter das Kopfkissen legen. Hat man mehrere Bewerber in Aussicht, schreibt man ihre Namen auf drei Äpfel und legt sie unter das Kopfkissen. Dann muß man nachts aufwachen und einen Apfel greifen und essen. Den Mann, dessen Name daraufstand, wird man dann heiraten. Auch Burschen können durch das Essen eines Apfels die zukünftige Braut ermitteln. Sie müssen das dann am Weihnachtsmorgen vor der Kirchentür tun und aufpassen, welches Mädchen zuerst herankommt. Dieser Brauch ist im Vogtland und bei den Serbokroaten zuhause.

Mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft ist das „Goldapfeln", wie es aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus Niederösterreich beschrieben wird. In der Christnacht wirft das Mädchen einen Apfel auf die Erde und stößt ihn nach dem Abbeten eines Vaterunsers rückwärts mit dem linken Fuß in den nächsten Bach. Um Mitternacht begibt sie sich zu der Stelle und sucht ihn. Vor 1 Uhr muß sie aber wieder unter der Dachtraufe ihres Hauses sein, sonst kann sie nie wieder trinkbares Wasser aus dem Bache schöpfen. Den gefundenen Apfel legt man mit Salz und Brot an einen verborgenen Ort, und am anderen Morgen hat er sich in Gold verwandelt. Dabei wird er aber so klein wie ein Stecknadelkopf. Den Mädchen mit solchem Goldschmuck im Haar laufen alle Burschen nach.

Außer diesen Herzensangelegenheiten kündet das Apfelorakel zu Weihnachten noch andere Erlebnisse der Zukunft an. Ein übles Vorzeichen ist es, wenn man beim Durchschneiden eines Apfels am Heiligen Abend Kerne verletzt. Dann wird man im nächsten Jahre erkranken oder gar sterben. Tod bedeutet auch die Kreuzform des Kernhauses, die Sternform dagegen Leben. Fällt ein roter Apfel, den man angebissen hat und den man in die Höhe wirft, auf die weiße Seite, muß man auch damit rechnen, binnen Jahresfrist zu sterben. In manchen Gegenden kündigt schon das Träumen von Äpfeln im Winter eine Leiche an, und in anderen wieder hält man den Genuß von Äpfeln in der Weihnachts- und Neujahrszeit für gesundheitsschädlich. Sie sollen im kommenden Jahre Geschwüre erzeugen. Heute wollen wir von solchen Befürchtungen nichts mehr wissen, denn jeder kann an sich selbst die Erfahrung machen, daß der Apfel zu den bekömmlichsten und gesündesten Nahrungsmitteln gehört.



800 000 Christbäume allein für Berlin.

Nach sachverständigen Schätzungen wird Berlin in diesem Jahre rund 800 000 Weihnachtsbäume zugeteilt erhalten. Sie kommen aus allen Gauen des Reiches, aus dem Harz, dem Thüringer Wald, dem Schwarzwald, aus Bayern, aber auch aus dem Sauerland, aus Holstein und Pommern. Für die Beförderung dieser „Weihnachtswälder" in die Reichshauptstadt sind etwa 500 bis 600 Güterwagen notwendig. Als Schmuck für diese 800 000 Weihnachtsbäume verbraucht Berlin allein am Heiligen Abend wenigstens fünf Millionen Kerzen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.